

Das Frauenhemd

Autor(en): **Wuhrmann, Willy**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **210 (1931)**

PDF erstellt am: **25.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374859>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Frauenhemd.

Original-Erzählung von Willy Wuhmann.

„Heinrich! Heinrich! Es ist höchste Zeit, daß du aufstehest!“ rief Frau Marie Brunner in ihres Sohnes, des Gymnasiasten, Schlafkammer. Die Uhr hatte schon halb sieben geschlagen, und der Weg zur Schule war eine Viertelstunde weit. Der Siebzehnjährige, der trotz hellstem Sonnenschein noch tief in des Schlafes Armen lag, fuhr in die Höhe. Er griff zum Hemd, das über der Stuhllehne hing und fuhr hinein. Ritsch, ratsch, der ganze Rücken war zerrissen, unmöglich, es anzuziehen. Er rief der Mutter um ein frisches.

„Es war das letzte“, sagte die Mutter. „Die andern sind in der Wäsche oder müßer geflickt werden. Aber ich bringe dir eins von meinen, das geht schon für einen Tag, und heute abend rüste ich dir ein anderes für morgen.“ Und sie holte eines ihrer Hemden aus gutem, starkem Seinen, das sie einst selbst zur Aussteuer genäht. Man sah's ja nicht unter Weste und Rock und die halblangen Ärmel deckte der Kittel. Heinrich zog sich rasch an, stürzte seinen Kaffee hinunter, griff zur Mappe und trabte zur Schule.

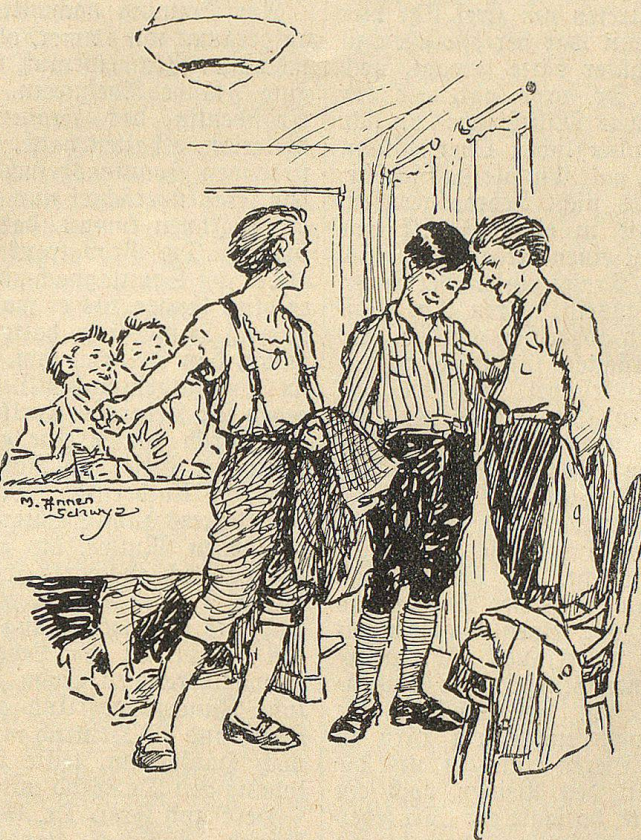
Gleich hinter ihm schloß Frau Marie die Tür der Wohnung und nahm den Weg ins Kundenhaus unter die Füße. —

Sie war Lehrerswitwe. Aus kinderreichem Hause stammend, hatte sie früh geheiratet, den jungen, strebsamen Lehrer ihres kleinen Heimatdörfleins, und war nach wenigen Jahren mit ihm in die Stadt gezogen, wohin ihr Mann eine Berufung erhalten hatte und wo er an der Universität sich noch den Doktor geholt. Aber das Schulehalten und das viele Studieren hatte Brunners Gesundheit untergraben, er verfiel der Auszehrung und war in ein frühes Grab gesunken. Nun stand Frau Marie mit ihrem Buben allein. Die kleine Witwenpension reichte gerade für den Hauszins in der Stadt; den Unterhalt zum Leben galt es zu verdienen. Aber sie verzweifelte nicht; sie hatte früh schon die Nadel gehandhabt und war eine geschickte Schneiderin. So ging sie in Kundenhäuser und schaffte Brot für sich und den Buben. Der war ihr Trost und frohe Hoffnung. Der sollte studieren; denn er war hellen Gei-

stes. Und mit den Jahren wurde er der Mutter bester Kamerad, verständig, fast altklug und schaute doch mit frohen Augen in die Welt hinein. Man mochte den Heinrich Brunner überall gern. Er trug die alten Kleider seines Vaters, in die er allmählich hineingewachsen war, mit so viel edlem Anstand, daß keiner seiner besser situierten Mitschüler auch nur daran dachte, die Nase zu rümpfen. Er war auch stets ritterlich und hilfsbereit und saß manchmal stundenlang bei irgend einem schwächer begabten Mitschüler, um ihm etwas nachzuhelfen. Auf den Heinrich Brunner konnte man sich verlassen, nicht nur in den Wissenschaften, sondern auch bei Sport und Spiel.

Nun war er gestern wieder bis weit über Mitternacht an seinem Kammerfenster gesessen und hatte den Sternenhimmel beobachtet. Er wollte Naturwissenschaften studieren. So war es gekommen, daß er von Müdigkeit überwältigt, ein Loch in den hellen Tag hinein geschlafen hatte. Aber er war doch noch gerade rechtzeitig zur Schule gekommen. Rote Backen freilich hatte ihm das Laufen gemacht, und mit den Fingern fuhr er durch die Haare, um sie ein wenig in Ordnung zu bringen. Aber dann war er bald ganz bei der Arbeit. Die erste Morgenstunde war mit seinem Lieblingsfach, der Physik, ausgefüllt. Der Physiksaal des Heimstädter Gymna-

siums lag unterm Dach und im Sommer war's darin manchmal sehr heiß. Darum erlaubte der Physiklehrer, Dr. Grob, den Schülern meistens, hemdärmelig zu arbeiten. Er selbst zog gleich Rock und Weste aus und den Laboratoriumskittel an. So sagte er auch heute, bald nach Beginn der Stunde, zu seinen Schülern: „Sie können die Röcke ausziehen.“ Flugs leisteten die jungen Leute dieser Aufforderung Folge. Auch Heinrich Brunner, der in der vordersten Bank saß, hatte ganz mechanisch seinen Rock ausgezogen, wurde nun aber im Gesicht blutrot bis unter die Haarwurzeln. Er hatte ja gar nicht an der Mutter Hemd gedacht. Ein Prusten und unterdrücktes Lachen ging los in der Klasse. Hilflos und verlegen stand Heinrich da, mit dem Rock in der Hand. Sein Nach-



M. Hennen
Schwyz

bar Breitauer, ein Bankiersjöhnelein, zischelte ihm ins Ohr: „Henriette, si tu veur, nous nous marions, nous deux!“ Das war zuviel. Blichschnell fuhr Heinrichs Faust dem Breitauer ins Gesicht, daß aus dessen Nase ein Blutbächlein quoll.

Dr. Grob, der an seinem Laboratoriumstisch beschäftigt gewesen, hatte die allgemeine Heiterkeit zunächst nicht beachtet. Erst der Aufschrei Breitauers ließ ihn aufblicken. Da sah er den aus der Nase Blutenden und neben ihm, immer noch den Rock in der einen Hand, Heinrich Brunner, halb verlegen, halb zornig dastehend. Jetzt fuhr dieser rasch entschlossen wieder in seinen Rock.

„Breitauer, gehen Sie hinaus und waschen Sie sich! Und Sie, Brunner, haben heute nachmittag zwei Stunden Arrest. Sie treten um zwei Uhr hier im Physikzimmer an!“ Damit war der Zwischenfall erledigt und keiner der Schüler hätte gewagt, noch weiter zu tuscheln. Denn Dr. Grob galt als der strengste Lehrer. Er hatte etwas Militärisches an sich, wenn er schon ein dienstuntauglicher Oberleutnant war. Stramme Mannszucht galt ihm als das höchste.

Grob war von Haus aus nicht Lehrer gewesen, sondern Chemiker und hatte in einer Fabrik eine Stelle bekleidet. Als er einst einen Arbeiter, der sich mit seinen Kleidern in der Transmission verfangen hatte, aus den Riemen herausriß, waren ihm selbst zwei Finger der linken Hand abgerissen worden. So wurde er, trotz guten Ausichten für seine militärische Laufbahn, zum Staatskrüppel. Das war die eine Wunde, die das Leben ihm geschlagen. Die andere war noch tiefer gegangen. Er war mit der Tochter seines Chefs, einem bildhübschen Mädchen, verlobt gewesen. Aber diese hatte die Verlobung gelöst, als der Unfall passiert war. Sie könne den Anblick einer verstümmelten Hand nicht ertragen. Grimmig hatte Grob aufgelacht, als sie ihm das sagte, und seither war er ein erbitterter Weiberfeind geworden. Er konnte selbst vor seinen Schülern oft zynische Bemerkungen über die Frauen nicht unterdrücken. Als er einmal in einer Stunde einer Stubenfliege den Kopf abschnitt, um den Schülern die Reagenzbewegungen auch nach entferntem Hirn zu zeigen, wie sie bei gewissen Tieren eintreten, und die Fliege auch ohne Kopf mit den Beinen noch ein paarmal die Flügel abstreifte, da jagte er: „Da sehen Sie, meine Herren, wie wenig Hirn es braucht zur Buzsucht!“

Seine Stellung hatte er sofort gekündet und war nach bestandnem Examen Lehrer der Naturwissenschaften am Heimstädter Gymnasium geworden. Seine meiste freie Zeit verbrachte er im Laboratorium des Schulhauses. Da traf ihn denn auch Heinrich am Nachmittag. Grob gab seinem Schüler die Hand und sagte: „So, Sie können mir heute ein bißchen bei meinen Experimenten helfen. Aber zuerst erzählen Sie mir einmal, was heute morgen gegangen ist und warum Sie ein Frauenhemd trugen.“ Heinrich erzählte wahrheitsgetreu, worauf der Lehrer ihm die Hand drückte und sagte: „Grüßen Sie Ihre Mutter und bestellen Sie ihr, daß ich sie am Sonntag besuchen werde. Ich wußte nicht, daß Sie der Sohn jenes

Dr. Brunner sind, mit dem ich einst studiert habe. Es wird mich freuen, Ihre Mutter kennen zu lernen.“

Aus den zwei Stunden Arrest wurden deren fünf. Heinrich kam erst um sieben Uhr nach Hause, eben als seine Mutter das Nachtesfen auf den Tisch stellte. Und nun fing er an zu erzählen, was er heute erlebt. Von seinem Unglück am Morgen, das aber am Nachmittage sich ihm in ein schönes Glück verwandelt habe. Den angekündigten Besuch seines Lehrers vergaß er nicht zu melden, und jetzt war die Reihe an Frau Marie, ein bißchen verlegen zu werden. Sie hatte schon da und dort von diesem großen Frauenverächter gehört. Was der nur bei ihr wollte? Aber offenbar lag ihm das Schicksal seines Schülers am Herzen, und das konnte Frau Marie ja nur freuen. —

Am Sonntag nachmittag war die Stube so fein aufgeräumt wie immer, aber auf dem Tisch stand ein mächtiger Blumenstrauß und auf der Kommode eine gute Flasche Rheinwein, die Frau Marie von der Präsidentin des Frauenstimmrechtsvereins, Frau Valerian, erhalten hatte, als sie ihr von dem bevorstehenden Sonntagsbesuch erzählte. „Geben Sie diesem Frauenverächter nur ein gutes Glas Wein, wenn er zu Ihnen kommt, das macht ihm vielleicht Eindruck!“ Dr. Grob trank auch ganz gern ein Glas, als er am Sonntagnachmittag zu Brunners kam, und er blieb länger, als er wohl selbst gewollt, sitzen. Als er nach Hause ging, hatte er mit Frau Marie abgemacht, daß Heinrich ihm, so oft es die Zeit erlaube, im Laboratorium behilflich sein solle; er werde dagegen für Heinrichs Fortkommen besorgt sein.

Heinrich machte eine glänzende Matur und ging dann mit Hilfe und Rat des Lehrers an eine ausländische Universität. Die Achtung und Zuneigung des Lehrers zum Schüler übertrug sich mit der Zeit auf dessen Mutter, die Dr. Grob zuweilen besuchte, als Heinrich auswärts studierte. Mit ihr zusammen sprach er über allerlei Zukunftspläne für Heinrich. Und aus der Hochachtung für die Frau, die so tapfer den Kampf mit dem Leben aufgenommen und einen so wohlgerateten Sohn erzogen hatte, wurde herzliche Zuneigung. Und aus der Zuneigung wurde Liebe, und als Heinrich in seinen ersten großen Ferien nach Hause kam, teilte ihm die Mutter ihre Verlobung mit Dr. Grob mit.

Herr und Frau Dr. Grob wohnen heute in einem kleinen, hübschen Landhäuschen am Ufer eines Schweizersees. Heinrich Brunner aber steht in wohlbezahlter Stellung im Dienste einer ausländischen Gesellschaft in Mexiko. Wenn er das nächste Mal nach seinem großen Europaurlaub wieder nach Mexiko zurückkehrt, werden ihn seine Eltern begleiten, um eine Reise um die Welt zu unternehmen. Denn Dr. Grob hat sein Lehramt aufgegeben und lebt ganz seinen wissenschaftlichen Liebhabereien.

Frau Marie trägt ihr altes Leinenhemd schon lange nicht mehr. Nicht nur deshalb, weil es ihr ein klein bißchen zu eng geworden, sondern weil sie's auf die Seite gelegt mit der Bestimmung, daß es einst ihr Totenhemd sein solle. „Denn dies Hemd“, so sagt sie zuweilen, „ist unser aller Glückshemd geworden.“